

# „Das Zeitalter der Angst“

Versuch der szenischen Darlegung eines Gedichtes von W. H. Auden

Man erinnert sich, daß Köln als erste deutsche Bühne Becketts „Wir warten auf Godot“ gab, in welchem Stück vier Menschen vergeblich auf etwas warten. Nun bietet das Kölner Studio Wystan Hugh Audens barockes Hirtengedicht „Das Zeitalter der Angst“. Auch hier sind es vier Personen, die auf eine Erleuchtung ihrer bis zur Verzweiflung entleerten Existenz warten, doch warten sie nicht ganz vergeblich. Zwei von ihnen sagen uns zum Schluß, der Glaube sei ihnen zurückgekehrt. Sie sagen es in sehr gewählter Sprache, endlich aber findet Herr Malin ein ganz einfaches Bibelwort, das uns erschüttert.

Aber zurück zu den Wortkaskaden des „barocken Hirtengedichts“! Vergleiche man Audens Dichtung mit einer spätbarocken Kirche, so entdeckte man ihre reiche Ornamentik, ihre pastosen Gemälde, ihre Putten und ihre auf Leichenweiß und lipstick-rouge geschminkten Gesichter. Man würde (wie etwa in der „Wies“) überwältigt sein von der Fülle der Eindrücke, die aber vom Autor in unsere leere Welt umgelagert wurden. Denn er will uns ja „Das Zeitalter der Angst“ vorführen. Schauern wir nun mehr als vorher? Möglich, denn die Diskrepanz zwischen Audens hochpoetischer Würdigung der Gräßlichkeiten unserer Welt und unserer eigenen Angst davor ist enorm. Dabei darf man dieses Hirtengedicht durchaus bukolisch im Genießen des Schauerhaften nennen. Gäbe es so etwas wie ein lyrisches Atombombchen, dieses „Zeitalter der Angst“ wäre eins.

Was geschieht aber? Die vier Personen Quant, Malin, Emble und Rosetta sitzen in einer Bar. Sie sind geistig meilenweit voneinander entfernt. Nebenan sitzt ein Kommentator. Die vier denken, sprechen, diskutieren (aber aneinander vorbei), fallen in Trance, erwachen, wechseln den Platz, erkennen sich, kennen sich nicht mehr. Das Erwachen fällt mit dem Ausknipsen des Lichts durch den Barmixer zusammen. Jeder erzählt monologisch seine üblen Erfahrungen mit dem irdischen Leben. Indem sie tausend Blitzlichter ihrer Erdenbahn aufleuchten lassen, wollen sie beweisen, daß es sich um keinen Preis lohnt zu leben. Ein Paradoxon. Bis dann, wie gesagt, zum Schluß bei zweien neues Vertrauen

aufkeimt, daß man immer noch im Schoße des Ewigen, am Busen Gottes ruhe.

Friedrich Siems machte den „Versuch einer szenischen Darlegung“ dieses Hirtengedichts. Bei der Unmöglichkeit, die Audenschen Texte, die von der einfachen lyrischen Schönheit über die rokokohafte Verschnörkelung eines gewagten Wortbildes bis zum puren Dadaismus reichen, auswendig zu lernen, gab er den Schauspielern die Buchtexte in die Hand. So entstand die Form der Lesebühne (deren bedeutendster Wegbereiter in Deutschland Dr. Andreas in Gelsenkirchen ist) mit zusätzlichen, choreographisch geordneten Gängen über die Bühne. Man ging zu zweien, zu vieren, links herum, rechts herum, nach hinten, ganz weg und kam wieder. Zu-

gelassen an Mobiliar waren außer Barhockern und Theke vier Sessel und ein Ruhebett. Aus dem Raum der Bühne in den Zuschauerraum vorgeschoben ein Podest, auf dem Paul Bürks als Ansager fungierte. Darsteller waren Kaspar Brüninghaus als Quant, Michael Degen als Emble, Gisela Holzinger als Rosetta und Romuald Pekny als Malin; letztere beiden die stärksten geistigen Realisatoren ihrer Texte. Sie ließen für Momente das Buch sinken und sprachen ohne Lesehilfe. Es waren wohl jene Momente, wo sie sich unter ihrem Text tatsächlich etwas vorstellen konnten. Hin und wieder mochte inbrünstige Andacht die Darsteller vor ungelegener kommender Heiterkeit bewahren. Diese brach nur bei den Zuschauern hin und wieder ein wenig durch.

Mir kam einmal im Laufe des Bands-Abends eine Idee: hätte die Bühnentiefe nicht in eine Rokokokirche auslaufen können? Vielleicht wäre es eine Pointe gewesen. Das Publikum dankte ausdrücklich für die Mühewaltung von Darstellern und Regisseur.

Hans Schaarwächter